



WC für Männer und Frauen – und alle anderen: So hält es Google an der Zürcher Europaallee.

GORAN BASIC / NZZ

# Über Meerjungmänner und Gebärende

Mit Moralisation schafft man den politisch korrekten Menschen. Doch wohin führt solche Pädagogik?

CLAUDIA WIRZ

Das Gender-Mainstreaming ist auf einem beispiellosen Erfolgskurs. Schritt für Schritt erobert der aus Amerika importierte politisch korrekte Sprach- und Denkrevisionismus eine Bastion nach der anderen.

Im Staat hat er leichtes Spiel. Hier trifft er auf keinerlei Widerstand, sondern ganz im Gegenteil auf lauter vorseilenden Gehorsam und nicht zuletzt auf einen grosszügigen Mäzen. Eine links-grün-feministisch-queere Menschenrechts-Vorhut, die mit den Gender-Wissenschaften und den Gleichstellungsfachstellen über eine solide Hausmacht verfügt, gibt dabei die Marschrichtung vor. Und die Hochschule ist ihr beliebtestes, aber beileibe nicht ihr einziges Exerzierfeld. Seit kurzem ist diese vermeintliche Gleichstellungssaga um eine Episode reicher. Im Gleichschritt wollen Universität und ETH Zürich geschlechtsneutrale Ausweise einführen.

Dem Entscheid ist laut den Sprechern von Universität und ETH eine einschlägige Protestaktion des Vereins «Queer\*Z» vorausgegangen. Die beiden Hochschulen haben sodann das Anliegen des Vereins zu ihrem eigenen gemacht. Schliesslich ist man modern, progressiv, weltoffen und gegenüber der neuen Geschlechtervielfalt aufgeschlossen und nicht etwa ewiggestrig und binär-reaktionär oder gar rechts. Und das will man, ja muss man nach aussen hin manifestieren.

## Falsche Neutralität

Unter diesen Vorzeichen würde es – um im Dunstkreis der Universität zu bleiben – nicht überraschen, wenn der für lange Zeit völlig unverdächtige Begriff «Frauenklinik» bald als reaktionär enttarnt würde und ins Visier der Diversity-Sittenwächter und ihrer Versteher beim Staat geriete. Denn schliesslich leben wir heute in einer Zeit, in der dank moderner Medizin und zeitgeistiger Rechtsauslegung auch Män-

ner Kinder gebären können, zumindest formell. So geschehen etwa in Berlin im Jahr 2013. Welchem Mann wäre es schon zuzumuten, in einer expliziten Frauenklinik niederzukommen?

Eine geschlechtsneutrale sprachliche Darstellung von Gebärenden sei deshalb in der Diversity-Subkultur schon lange ein wichtiges Anliegen, schreibt der Berliner Linguist Anatol Stefanowitsch, ein überzeugter Verfechter des politisch korrekten Schreibens und Denkens. Und stammt der Begriff «Frau» nicht sowieso aus dem Repertoire des rückständigen Konzepts zweier Geschlechter, das es zu überwinden gilt, weil es alle anderen Geschlechter austilgt? Haben wir nicht eben erst das generische Maskulinum vom Platz gewiesen? Das soll doch nicht alles umsonst gewesen sein!

Nun könnte man argumentieren, das sei alles viel zu weit hergeholt. Es sei doch nichts Böses oder Verwerfliches und überdies nur eine Kleinigkeit, auf dem Ausweis ein drittes, wie auch immer zu definierendes oder eben ein nicht zu definierendes Geschlecht vorzusehen. Seit das Geschlecht als soziale und nicht mehr als biologische Kategorie gesehen werde, unterliege dessen Definition schliesslich allein der Freiheit der Selbstwahrnehmung.

Auf den ersten Blick leuchtet das ein. Doch so harmlos ist es nicht. Alles, was als Gleichstellungs- oder Gerechtigkeitsprojekt im Sinne der Gender- und Diversity-Lehre daherkommt, ist Teil eines neuen Machtspiels, in dem kleine, sich selbst ermächtigende Minderheiten der langweiligen, braven Mehrheit ihre bunte Weltsicht aufprägen wollen. Das nennt man Mainstreaming.

Die neue Dogmatik trägt religiöse Züge. Alles Ketzerische, alles Kritische, ja sogar alles abtastend Fragende wird missbilligt und als menschenfeindlich taxiert oder sonst auf eine untere sittliche Stufe gestellt. Eine ernstzunehmende Auseinandersetzung mit der Kritik ist nicht vorgesehen. Es gibt nur das gute und das böse Lager, so wie früher

beim Indianer-und-Cowboy-Spiel, das neuerdings auch seine Unschuld verloren hat. Kinder sollen heute «kultursensibel und diskriminierungsfrei» spielen, und da sind die Indianer eben unerwünscht. Die Zukunft gehöre den Meerjungmännern und den Piratinnen, schreibt die staatlich geförderte Berliner «Fachstelle Kinderwelten für Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung» und findet in der Praxis der institutionellen familienexternen Kinderbetreuung ihre wackeren Umsetzungshelferinnen.

## Wo bleibt der Konsens?

Ob in der Kinderkrippe, an der Universität, im Unternehmen oder im Parlament – die Methoden der Korrektheit sind universell anwendbar. Als der damalige Schwyzer SVP-Nationalrat Peter Föhn im Jahr 2009 mit einer Motion verlangte, die Kosten für Geschlechtsumwandlungen von der Grundversicherung auszunehmen, erhielt er postwendend das Etikett «transphob». Damit war der Vorstoss moralisch abqualifiziert.

Man rückte Föhn in die Nähe einer versuchten Menschenrechtsverletzung, nur weil er eine Forderung postulierte, die einer bestimmten Gruppe nicht passte. Wenn über solche Themen in Parlament und Öffentlichkeit aber nicht mehr offen und in gegenseitigem Respekt gestritten werden darf, weil sie als indiskutable Materie gelten, stehen Meinungsfreiheit und Demokratie grundsätzlich zur Disposition.

Bei der Debatte um die gerechte Sprache geht es also um viel mehr als um Wortklaubereien. Es geht um eine tiefgreifende Veränderung der Gesellschaft mit dem Mittel der Moral als Meinungskontrolle. Eine immer exzessivere Auslegung von personalisierten Menschenrechten führt dabei nicht nur zu einer Zunahme von Sprech- und Denkverboten für die Mehrheit, sondern auch zu immer mehr einklagbaren Rechten gegenüber Staat und Gesellschaft. Der boomende Jahrmarkt der persönlichen

Befindlichkeiten bietet andererseits viel Platz für die Profilierung Dritter. Für Politiker im Wahlkampf oder Unternehmen im Wettbewerb um Arbeitskräfte kann es sich lohnen, sich im Lichte der angeblich Fortschrittlichen zu sonnen.

Dass ein stark mit dem angelsächsischen Raum verwobenes Unternehmen wie Swiss Re seinen Mitarbeitern nahelegt, auf angeblich ausgrenzende Begriffe wie Ehemann, Ehefrau, Bruder, Schwester oder Heirat zu verzichten, geschieht wohl weniger aus echter Sorge um das Seelenheil einzelner Personen als aus Rekrutierungs- und Imagegründen. Ob die Rechnung aufgeht, wird sich zeigen. Dass solche vermeintlich fortschrittlichen Akteure eigentlich ein übergreifendes Gedankendiktat praktizieren, mag vielen erst später dämmern; etwa dann, wenn sie zu obligatorischen Diversity-Schulungen aufgeboten werden.

Den Urhebern der Gender- und Diversity-Bewegungen kann man nichts vorwerfen. Sie haben im Rahmen des demokratischen Staates jedes Recht, ihre Anliegen vorzutragen und zu verfolgen. Problematisch wird es erst, wenn ihre Forderungen die Freiheit der anderen beschneiden. Es ist deshalb vielmehr die ängstliche Reaktion von Staat und Institutionen auf diese Forderungen, die zu denken geben muss. Der vermeintlich starke Staat ist so schwach wie selten. Er ist ein Getriebener und sieht sich durch alle Instanzen hindurch genötigt, politisch korrekten Partikularinteressen auf Kosten der unauffälligen Mehrheit die Absolution zu erteilen.

Mit der exzessiven Bewirtschaftung von Partikularinteressen ist auf lange Sicht aber kein Staat zu machen. Eine funktionierende demokratische Gemeinschaft braucht als Fundament einen gemeinsamen, mehrheitsfähigen Wertekanon, auf den sich alle Beteiligten einigen, den sie teilen und zu dem alle das ihrige beitragen. Dafür muss man auch einmal Nein sagen können. Und man muss es auch wieder aushalten können, für einmal nicht geliebt zu werden.

## Literarischer Betriebsausflug

Die Dichter singen und lesen und tschütten in Solothurn

ROMAN BUCHELI

Ab heute Freitag ist Solothurn wieder einmal die literarische Hauptstadt der Schweiz. Wer ein neues Buch veröffentlicht hat, zeigt sich und liest; wer keines hat, eilt trotzdem herbei und hört den Kolleginnen und Kollegen zu. Das Publikum wiederum kommt in Strömen an die Aare, um einmal Peter Bichsel aus der Nähe zu sehen oder von Ruth Schweikert ein Buch signieren zu lassen.

Aber es kommen auch jene, die gar keine Bücher schreiben, und trotzdem – oder erst recht – dichten: die Sänger, Rapper und Slammer. Denn mehr als je zuvor, oder sagen wir: fast schon wieder wie zu Zeiten Homers oder des Walther von der Vogelweide wird die Literatur zu einer *performing art*. Nicht was gedruckt wird, zählt hier, aber alles, was sich mit der Stimme machen lässt.

## Lesemarathon

So wird zwar auch dieses Jahr noch immer ganz traditionell gelesen: von Martin R. Dean, der den Marathon eröffnet, bis Thomas Hürlimann, der ihn am Sonntag um 17 Uhr abschliesst. Dazwischen kann man hören und sehen: Nedim Gürsel oder Milena Moser, Etienne Barlier oder Judith Schalansky, Fabio Pusterla oder Klaus Merz. Daneben aber wird *performed*, was das Zeug hält: Frank Heibert übersetzt singend den Pataphysiker Raymond Queneau; Autoren mixen ihre Lieblingsdrinks; Spoken Word wird im Freien zelebriert; selbst Tänzer kommen nicht zu kurz. Dichter seien Stubenhocker? Das war gestern!

Der aufregendste Anlass aber findet wie immer am frühen Samstagmittag im Stadion des FC Solothurn statt, wenn die Schweizer Schriftsteller-Nati wie immer auf die Raketen Solothurn trifft und wie fast immer gewinnen wird (oder doch nicht?). Und das Schöne an diesem kulturell-sportlichen Hochleistungs-Event sind nicht etwa die Tore oder die schreienden und humpelnden und theatralisch sich auf dem Rasen wälzenden Dichter. Nein, der schönste Augenblick ist das Anspiel: Da steht nämlich Peter Bichsel höchstpersönlich mitten auf dem Feld, garantiert im Leder-Gilet, mit Zigarette im Mundwinkel und Schiebermütze auf dem Kopf, gibt dem Ball einen kräftigen Stoss und macht sich alsdann von dannen. Danach kann man eigentlich auch als Zuschauer wieder gehen.

Fussball und Literatur? Geht das? Und wie! Der grosse Tessiner Schriftsteller Giovanni Orelli hat einmal berichtet, wie er in schlaflosen Nächten Fussballmannschaften zusammenstellte aus zum Beispiel lauter Philosophen oder Dichtern oder Künstlern. Einmal muss sein Herz einen Satz genommen und müssen ihm die Ohren geglüht haben, als er im defensiven Trio von Il Grande Torino Dantes Versmass aus der «Divina Commedia» entdeckte, den klassischen Elfsilber: Zum Beispiel der zweite Vers daraus, «Mi ritrovai per una selva oscura.» Ta-ta-ta-TAM. Ta-ta-ta-TAM, ta-TAM-ta. «Bacigalupo Ballarin Maroso».

Alle drei Fussballer starben, wie die gesamte Mannschaft der AC Torino, als am 4. Mai 1949 ihr Flugzeug auf dem Rückflug von Lissabon im Nebel an der Basilika von Superga zerschellte. Giovanni Orelli aber hatte den dreien, Valerio Bacigalupo, Aldo Ballarin und Virgilio Maroso, ein kleines poetisches Denkmal geschaffen mit seiner Entdeckung.

## Literarisches All-Star-Team

Um es dem grossen Orelli gleichzutun, soll hier auch mit unserer Fussball-Nati eine poetische Nagelprobe gemacht werden. Noch einmal das Versmass: Ta-ta-ta-TAM. Ta-ta-ta-TAM, ta-TAM-ta. «Friedli Marino Pinarello Bichsel». Eine Viererkette zwar, na ja, die defensiven Schweizer eben, aber geht doch! Hör man Dante? Sicher. So, und nun vielleicht ein All-Star-Team? «Romagnolo Abdulkadir Pusterla». Zugegeben, das holpert. Daran wird zu arbeiten sein an diesen Solothurner Literaturtagen.